

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 11 (1927)
Heft: 3-4

Rubrik: Aus dem Idiotikon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Storchenegg-Anneli und die Fremdwörter.

Wer ist das Storchenegg-Anneli?

Unsere Mitglieder erhalten dieser Tage ein Werbeschreiben des Verlages S. Kunz in Pfäffikon (Zürich), der die längst vergriffene Lebensgeschichte des zürcher-oberländischen Mundartdichters Jakob Stutz („Sieben Mal sieben Jahr aus meinem Leben“) neu erscheinen lassen will. Wir empfehlen ihnen die Vorausbestellung lebhaft, und das nicht bloß, weil der Verfasser dieser Empfehlung als Herausgeber und Verfasser der Einleitung und der Anmerkungen beteiligt ist, sondern weil dieses Buch ein ausgezeichnetes Bild deutschschweizerischen Volkstums der Zeit vor hundert Jahren gibt. Und dann ist Stutz der Verfasser der „Gemälde aus dem Volksleben“, wo er, dichterisch etwas unbeholfen, aber sachlich naturgetreu und in wohlwollender Satire dem Volke einen Spiegel vorhält, und das in urthiger Oberländer Mundart. Von diesen Gemälden heißt eines der besten: „s Storchenegg Anneli ist i der Stadt inne z' Dorf gsi“. Storchenegg ist ein weltverlorener Winkel im Tösstal, noch (!) eine Stunde hinterm Sternenberg, grad hinterm Hörnli gelegen und das Anneli ein Bauernmädchen, das zu seiner Patin nach Zürich auf Besuch (z' Dorf) gewesen ist und nun nach der Heimkehr Eltern und Geschwistern seine Erlebnisse erzählt. Dabei enthüllt sich der große Gegensatz zwischen Stadt und Land. Der oberflächliche Leser ist natürlich geneigt, über „das dumme Buretötschli“ zu lachen, das so kindlich über die Stadt berichtet und offenbar so viele ihm neue Wörter mißverstanden hat. Man kann es aber herausspüren, daß der Dichter es mit dem unwerdobenen Landkind hält. Wenn er das Anneli z. B. erzählen läßt, wie es sich zum Besuch eines Konzertes städtisch kleiden und schnüren lassen mußte, daß ihm schier der Atem ausgegangen, was für Schühlein man ihm gegeben („lei Absäg — nu e Wüschli-Leder“ — heute wär's umgekehrt: fast nur Absäg!), so müssen wir doch über die städtischen Modetorheiten lachen. Zu diesen gehören auch die vielen Fremdwörter, die Anneli natürlich nicht verstanden, aber so gut als möglich seinem Schnabel angepaßt hat. Gewiß hat es auch deutsche Wörter mißverstanden und statt Kunstusstellig gehört Gunstusstellig, statt Irrwege Gschirwäge, statt Verhaftige Verhassige, aber seinem Gesichtskreis waren eben auch diese deutschen Wörter fremd; darum meint es auch, wie es einen offenbar konservativen Politiker sagen hört, „die alte Recht, die müeßed wieder zue“, er wünsche „di alte Chnecht“, und im Storchenegg hat es wohl vom „ustilge“ mehr gehört als vom „usbilde“ und verwechselt sie daher. Wenn es dann aus der großen Schanz, über die es gegangen sei, „e grofi Schand“ macht, so ist uns das nur ein nicht gerade viel-sagendes Wortspiel; wenn es aber statt obligé etwas wie „huli — oder holihee“ gehört zu haben glaubt und meint, der Gotte Töchterlein rufe „Manne!“, wenn es „Mamme!“ (Mama!) ruft, so ist das wohl möglich; wer aber ist der lächerliche Teil dabei? Welchen vernünftigen Grund können die Stadtleute gehabt haben zu sagen obligé und Mama? — Keinen, wenn man nicht die Mode ohne weiteres als vernünftigen Grund gelten läßt. Ebenso begreiflich ist es am Ende, wenn sie für Sofa versteht Schlofha, weil es aussieht wie ein Bett und so viele Rissen drauf sind. Aus Aristokraten werden ihm Rarefuckerate; die Mannschaften des Bundesauszuges oder

Suffürses, die offenbar auch Polizeidienste taten; nannte man Suffürsler, — dem guten Anneli werden daraus Surgürbsler. Sie wohnen in der Gafärm, d. h. in der Kaserne, (laut Idiotikon in mehreren Mundarten, auch bairisch-kärntisch (Kasarm) und schwäbisch (Kasarme) aus ital. caserma für Kaserne). Eine etwas starke Zumutung ist es, wenn wir glauben sollen, Anneli habe das Wort Konzert vergessen und nun nachträglich Kummischwäg dafür gesagt, aber da es im Konzert tatsächlich hat schwagen hören (eine junge Dame rühmte ihren Schal, — man schrieb dafür damals noch Shawl und unser Anneli versteht dafür Stall!) und derartiges Geschwäg auch heute noch während eines Konzertes zu hören ist, merkt man doch (nur zu deutlich!), was der Dichter hat sagen und mit Recht bloßstellen wollen. Daß der Sohn der Patin Schang heißt, ist mindestens so lächerlich, wie daß Anneli dafür versteht Schlang. Daß der Herr Unggle und die Frau Tante, die bei der Gotte verkehren, zu „Herr Rumpel und Frau Tanze“ werden, war damals, als das Landvolk nur Bettern und Basen kannte, schon denkbar. Aus Advokaten werden Aflikaten (laut Idiotikon auch sonst); das Resultat einer politischen Bewegung wird zur Esetlat.

Von diesen hier entstellten Fremdwörtern sind uns heute einige unentbehrlich, aber mit den entbehrlichen zusammen beweisen sie doch, daß der Dichter das Fremdwörterwesen im allgemeinen zu den städtischen Modetorheiten zählte, und darin werden wir ihm recht geben. Wenn heute ein Anneli vom Storchenegg nach Zürich käme, so wüßte es wahrscheinlich, was ein Konzert ist und was Unggle und Tante bedeuten, ja es sagt vielleicht selber schon Papa und Mama zu seinen Eltern (letzten Herbst hat mir in Sternenberg ein Mädchen mit Bubikopf Laurens — richtig ausgesprochen! — Zigaretten verkauft und beim Zahlen gesagt merci!), aber es gäbe heute wieder neue Wörter mißzuverstehen, darum ist das Storchenegg-Anneli heute noch lebendig.

Aus dem Idiotikon.

(100. Heft. Huber & Cie., Frauenfeld.)

Man bleibt natürlich wieder bei den ersten Seiten hängen, bei Schniz. Die meisten werden dabei an etwas Gutes denken, an Döpfel-, Bire- oder Hammeschniz. Gedörrte Obstschnize bildeten früher einen Hauptbestandteil der Volksnahrung; sie wurden im Schniztrog oder Schnizhaste aufbewahrt, und „die Hausfrau setzt ihren Stolz darein, alljährlich im Herbst ihre „Schniztröge“ wohl gefüllt zu haben; denn große Vorräte an Dörrobst gelten als Wahrzeichen hausmütterlichen Fleißes und des Wohlstandes“. Die Frage nach den Vermögensverhältnissen einer heiratsfähigen Bauertochter kann daher in Hablern (Bern) heißen: „Het-si Chüe u Roß u vorderjärg Schnize?“ Sogar die Franzosen scheinen 1798 diese Schnize geschätzt zu haben, denn sie plünderten scheinlich die Tröge so gut wie die Schweine- und Hühnerställe. Wie Esau seine Erstgeburt um ein Linsengericht, so soll die zürcherische Gemeinde Lindau ihr Kirchweihrecht um 2 Viertel (Hohlmaß) dürre Schnize an die Nachbargemeinde Nürensdorf verkauft haben, woher es komme, daß es in Lindau zwar eine Kirche, aber keine Kirchweih, in Nürensdorf eine Kirchweih, aber keine Kirche gibt. Wenn man's nicht sonst wüßte, könnte man's aus Dichtern wie Reinhart und Gfeller merken, daß die Schnize sehr beliebt sind zur Begleitung von Speck; ja, Schniz und Speck werden als Nationalspeise

der Luzerner bezeichnet. Aber auch dort ist der Speck seltener als die Erdäpfel, darum sagt Roos: „Wer Tag für Tag sis Melmues schlekt, druf abe Schniz und Sepere (Herdbirnen = Erdäpfel) seht, . . . de ist vo Luzern.“ Auch im Fricktal klagt einer: „Ei Tag git's Hördöpfel und Schniz und der ander Schniz und Hördöpfel.“ Schneeliffresser ist (nach Tobler) der Uebername der Walzenhauser, daher auch der gute Rat: Mätli, wenn d' hürote wit, hürot of Walzhuse, Schniz ond Speck ist erni Chost, es tar-der nüü drab gruse. Wegen ihrer Häufigkeit kommen die Obstschnize auch in Kinderreimen vor (Mir g'höre d' Frau uf d' Büni go, si will-is Schnizli abelo) und in Redensarten: „Eim d'Schniz erlese“ heißt in Uri das Gewissen erforschen. Wer schießt, „luegt uber d'Suppen ubere i d'Schniz“ (Bern, nach Jegerlehner). „Da hoche wie-n-es Pfund Schniz“ bezeichnet einen hohen Grad von Faulheit, „Schniz feil ha“ heißt beim Tanze unbeachtet abseits stehen.

Natürlich hängt Schniz zusammen mit schneiden, und wir begreifen daher, daß es sich in der Bedeutung manchmal deckt mit Schnitt. Im Bündnerland macht man Schnize auch ins Tischtuch oder ins Fleisch, in den Finger (so auch im Pommat), ins Gras (Morge- und Abend-schniz); aber auch eine reiche Heirat oder ein vorteilhafter Handel ist en guete Schniz. In übertragener Bedeutung bezeichnet es im Bernbiet Lust zu etwas; weiter verbreitet ist in diesem Sinn die Ableitung schnizig. Im Bündnerland deckt sich aber Schniz mit Schnitt noch in einer Bedeutung, in der sonst beide Wörter unbekannt sind: Steuer, und zwar mehr für besondere Zwecke als das allgemeine Wort Stür, mit dem es oft verkoppelt erscheint. Bei der Eroberung des Veltlins haben die Stiftsleute „den Bündten mit einem großen schweren schniz stür und hilf müessen tuon“ (1530), und 1641 wurde das Gesuch eines Schulmeisters um Gehaltserhöhung abgewiesen, weil man sonst schon „in diesem Schniz geschöpft, auch der gemein Seckel ganz erschöpft.“ 1635 heißt es in einem Bittschreiben der evangelischen Puschlaver Gemeinden an Zürich: „Unsere Inkommen müesend wir verzeeren in große Schniz, die uns all Tag ufgelegt werdendt.“ Diese Bedeutung ist entstanden durch wörtliche Uebersetzung aus romanisch und italienisch taglia, Steuer, von tagliare, schneiden im Sinne des Einschneidens von Zeichen in Kerbhölzer als amtliche Aufzeichnung einer Zahl, einer Schuld, eines Maßes, wie es besonders in der Alpwirtschaft lange gebräuchlich war. (Auch unser dem franz. taille, tailler entlehntes Tell, tellen hängt damit zusammen). Es gibt Alp-, Chriegs- und Landschniz.

Umgekehrt ist das deutsche Wort in der verbreitetsten (der „eßbaren“) Bedeutung in die romanischen Nachbarmundarten übergegangen: im obern Tessintal heißt es sniz, im Rätischen heißen die Depfelstückli schnizcha da poms; auch in westschweizerischen Mundarten gibt es chnets oder chnits; vendre des chenetzes heißt auch dort beim Tanz als Mauerblümchen dastehen.

Vom Büchertisch.

Die Deutschschweizer, von Dr. Hans Weber. Heft 12 des von R. C. von Loesch herausgegebenen „Taschenbuchs des Grenz- und Auslandsdeutschums“. Deutscher Schutzbund-Verlag Berlin W. 30. 15 Seiten und 3 Karten. Preis 30 Pfg.

Aus dem niedrigen Preis schließe man nicht voreilig auf geringen Wert oder schlechte Ausstattung. Das Heft-

chen ist eine sorgfältige Arbeit und gibt einen ausgezeichneten Ueberblick über die Gesamtlage der deutschen Schweiz. Zuerst kommt eine Seite Statistik mit den genauen Bevölkerungszahlen, dann eine kurze Darstellung der Geographie und Geschichte der Schweiz, der Wirtschaft, des öffentlichen Lebens und der Sprachverschiebungen, am Schluß ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur. Man wird annehmen müssen, daß der Verfasser ein Schweizer ist, denn so lückenlos richtig pflegt man im Ausland die Dinge kaum darzustellen. Jedenfalls ist das Heft geeignet, zugunsten auch anderer Veröffentlichungen des zuweilen angefochtenen „Schutzbundes“ Vertrauen einzulösen. Wir kennen von den etwa zwanzig bereits erschienenen Heften dieses „Taschenbuchs“ noch kein anderes als diese Schweizer-Nummer. Hoffentlich sind sie alle ebenso gut, dann würden sie ein wertvolles Werk über die deutsch besiedelten Länder bilden; die von der Politik umstritten sind oder sonst von sich reden machen.

Uebrigens ist beachtenswert aus der Feder desselben Verfassers ein Aufsatz „Sprachverschiebungen in Graubünden in dem großen Werk „Staat und Volkstum“ (Berlin 1926, ebenfalls Schutzbund-Verlag). Hier werden auf 16 großen Seiten und unter Beigabe von zwei Rärtchen die oft besprochenen Graubündner Verhältnisse anhand der amtlichen Zahlen sehr gut dargestellt. Bl.

Briefkasten.

H. K., J. Das ist auch wieder einer, der „spottet seiner selbst und weiß nicht wie“. Daß die Agence «Cosmopolite», auf deren Briefkopf außer den gut deutschschweizerischen Geschlechts- und Straßennamen kein deutsches Wort steht und Zürich nicht einmal sein ii-Zeichen hat, wohl aber traductions de tout genre als spécialité empfohlen sind, in ihrem deutschgeschriebenen Briefe „sprachlich tadellose“ Arbeit verspricht, ist wirklich lustig. Schmuckstücke wie „und würde es uns“ oder „absolute Disfektion“ kommen ja anderswo auch vor, aber „zufolge Ihres sprachlich geschulten Personals“ hätte sich der Herr K. erinnern dürfen, daß es Erinnerungen (mit rr!) nicht gibt. „Zufolge“ braucht man übrigens nie vor Personenbezeichnungen; es wird niemand sagen: „Zufolge der alten Eidgenossen ist die Schweiz heute ein selbständiges Staatswesen“ oder „Zufolge seiner Großeltern konnte der Knabe studieren“. Man spricht auch von kuranten Münzen, nicht aber von curanten Sprachen. Ich würde mich „bei eintretenden Fällen“ auch nicht dieses Uebersetzungsbüros bedienen, obschon die Muttersprache seiner Mitarbeiter jeweilen „die in concreten Fällen in Frage kommende“ ist. Scheußlich!

Allerlei.

Allzu Eidgenössisches oder gut Eidgenössisches? Die „Appenzeller Zeitung“ (18. März) stößt sich wieder einmal an dem „von Deutschland in unser Gebiet überschäumenden Sprachreinigungsrummel“; natürlich ist wieder der Bahnsteig an allem schuld, denn in den neuen Bahnhöfen Zürichs (in Wiedikon und Enge) gibt es keine „altvertrauten Perrons“ mehr und „das Bahnhofrestaurant ist in eine Bahnhofwirtschaft umgekrempeelt“ und dergleichen mehr. Das Ganze ist „Allzu Eidgenössisches“ überschrieben. Aber eine Frage an die Herisauerin: Was ist schweizerischer und wie sagt unser Volk: Restaurant oder Wirtschaft? Eine zweite Frage: weshalb soll Postamt uns weniger gut anstehen als Zivilstandsamt, Zollamt, Bauamt (auf Zürichdütsch „Buamt“)? Offenbar nur, weil man im Deutschen Reich so sagt. Aber ich denke, wir haben nun einmal dieselbe Schriftsprache wie diese bösen Deutschen („ennet dem Rhein“ wohnen sie, wie die „Appenzeller Zeitung“ wohl sagt, aber die Schaffhauser wohnen auch ennetdran!), und den Wilhelm Tell Schillers sollen wir am Ende auch an den Absender retournieren, weil er aus Deutschland kommt wie der „Sprachreinigungsrummel“? Bl.